

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Der Weg meines Lebens**

**Ehrlich, Josef R.**

**Wien, 1874**

I.

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-2069**

danke  
d der  
  
n, ob  
ße in  
efften,  
s zum  
weiter

## I.

Mein Geburtsort ist Brody, eine freie Handelsstadt an der russischen Grenze Galiziens. Meinen Vater kannte ich nicht, denn er starb vor meiner Geburt. Das aber weiß ich, daß er im Talmud Unterricht erteilte und Vorleser der Thora in einem ansehnlichen Bethause war. Er lebte mit meiner Mutter, die er als Wittwe geheirathet hatte, in friedlicher Ehe, denn sie war fromm und gefällig gegen Jedermann. Sie war auch wegen ihrer Schönheit und Klugheit sehr beliebt und da sie sich auf die Werthschätzung von Perlen, einem wesentlichen Hauptschmuck des weiblichen Geschlechtes, vorzüglich verstand, so fand sie auch in vielen Häusern eine vortheilhafte Verwendung ihrer Kenntnisse und vermehrte nicht um ein Geringes das wöchentliche Einkommen ihres Gatten. So lebten denn meine Eltern unter sehr günstigen Verhältnissen, zeugten auch blühende Söhne und Töchter und hatten nur noch einen Wunsch, ein Gebet, daß ihnen ihr Wohlstand erhalten werden möge.

Leider aber waltet über Brody ein Verhängniß, das von Zeit zu Zeit so lebensfeindlich auftritt, daß die Bewohner der Stadt sich nie eines bleibenden Glückes erfreuen können. So z. B. bricht regelmäßig in jedem Jahrzehnte ein furchtbarer Brand aus, der die ganze Stadt sammt den angrenzenden Vororten einäschert, und nichts als Trümmer den Unglücklichen zurückläßt. Starke Regengüsse machen aber dann selbst diese



unbewohnbar und die Unglücklichen elender. Dazu werden Krankheiten heraufbeschworen, die kein Arzt heilen kann. Heftiger aber als Alles pflegte dereinst in Brody die Seuche zu wüthen und raffte dahin, was die Elemente verschont. So sind alle meine Geschwister, zwölf an der Zahl, an der Seuche gestorben. Glied für Glied wurden sie meinen Eltern entrissen; keines von ihnen hatte das vierzehnte Lebensjahr überschritten, bis auf die Schwester Zipora, die in ihrer vollsten Blüthe gestanden. Aber auch mein Vater fiel als Opfer der verzehrenden Pest, schnell, unerwartet, unvorhergesehen. Nun stand meine Mutter da, vom gewaltigen Pfeil des stummen Schmerzes durchbohrt, wenn auch jener der Seuche sie verschonte. Doch hielt sie noch ihr einziger Trost, Zipora, empor und gab ihr neuen Lebensmuth. Allein drei Tage nach dem Verluste ihres Gatten trug sie auch diese zu Grabe, und hier an ihrem Leichensteine weinte sie sich, ach, die Augen hinweg, die perlenkundigen Augen — — sie wurde für immer des Lichtes beraubt, Finsterniß umnachtet sie bis auf den heutigen Tag. Also ward auch ihr eigener Leib, wie bei Hiob ergriffen, ihr ganzes Wesen war nunmehr eine Schmerzens-Empfindung, und gerade um diese Zeit wurde sie noch einmal berufen, Mutter zu werden, noch einmal mit gewaltigen Banden ans Hiersein gekettet, ihrem Schooße sollte sich noch ein letzter Sproß entwinden; dieser Sproß war ich — so kam ich zur Welt.

Tage und Wochen vergingen, und die Mutter vergaß ihr früheres Unglück. Da sie das Augenlicht verloren hatte, mich also dem Gesichte nach nicht kannte, so fühlte sie sich einseitig nur im Genuß ihrer Liebe befriedigt und wurde desto besorgter und unruhiger um mich. Die Pflege und Wartung, die ich als Säugling erforderte, konnte sie selbst mir nicht ange-deihen lassen, sie vermochte aber auch nicht mir eine Wärterin aufzunehmen, denn durch den Verlust ihres besten Sinnes war

sie j  
war  
getre

Dab  
mind  
das  
Mut  
erful  
ihr  
wisse  
und  
in di  
denn  
So  
lung  
Sch  
San  
beim  
seine  
keine  
anfir  
d. i.  
seine  
sollte  
statt  
mein  
wind  
von  
„Mu  
nenn  
erst



sie ja um ihren kleinen Erwerbszweig gekommen. Was also war zu thun? Nichts, wenn nicht die Vorsehung Anstalten getroffen hätte, der augenblicklichen Noth zu steuern.

In unserer Nachbarschaft wohnte ein reicher Jude, Namens David Posner; er war fromm und überaus wohlthätig, nicht minder aber seine Gattin Kosese, denn was er an den Männern, das hat sie an ihrem Geschlechte gethan. Kosese kannte meine Mutter und gedachte oft ihrer mit mancherlei Wohlthat. Nun erfuhr sie von ihrer trostlosen Lage und sann auf Mittel, wie ihr am besten geholfen werden könnte. Sie bestellte eine gewisse Freide, die Gattin des bürgerlichen Schusters, Samuel und zahlte ihr einige „Zwanziger“ die Woche, damit sie mich in die Pflege nehme. Ich mußte aber bei der Mutter säugen, denn Freide führte mit ihrem Manne eine kinderlose Ehe. — So vergingen zwei Jahre, in denen ich die beste Behandlung genossen. Nun gefiel es dem Himmel, daß sich das Schicksal meiner Kindheit ganz eigenartig gestaltete. Meister Samuel, ein urwüchsiger Orthodoxe, der zwar seine acht Jahre beim Militär zugebracht, aber endlich doch unverdorben zu seinem Gotte zurückgekehrt war, gewann mich lieb. Da er keine Kinder hatte und sein langer Bart bereits zu grauen anfing, beschloß er, unentgeltlich mich als Kadysch zu erziehen, d. i. als solchen, der nach seinem Tode im Bethause den Tag seines Ablebens durch lautes Hersagen eines Spruches feiern sollte. In der That, Samuel nahm mich öffentlich an Kindesstatt an, nur sprach er dabei eine Bedingung aus, in welche meine Mutter unter vielem Kraftaufwand der Selbstüberwindung endlich eingegangen war. Ich solle nämlich derart von ihm erzogen werden, daß ich ihn „Vater“, seine Gattin „Mutter“, meine Mutter aber nur beim Namen „Gütele“ nennen soll. — So war es auch beschlossen, und nun beginnt erst die Geschichte meines Lebens.



Meister Samuel gab mir die erste Erziehung, wie sie freilich nur seinen Anschauungen entsprechen konnte. Er war ein Orthodoye aus der Jolles-Sekte und ein besonderer Höfling des Besser Rabbi, dem er alljährlich zum Versöhnungstage ein Paar Pantoffel eigenhändig verfertigte, in welchen der Gepriesene seine Gebete vorzutragen pflegte. Bei all seiner Frömmigkeit hatte er aber weder Verständniß für den Talmud noch überhaupt einige Kenntniß der heiligen Schrift. Sein ganzes Wissen beschränkte sich auf eine Sammlung von Anekdoten und Historien, die er hie und da dem Munde gesprächiger Chassidim abgelauscht hatte. Freilich galt er selbst bei seinen Glaubensgenossen als ein Unwissender, den man im Streite talmudischer Sachen nie zu Rathe ziehen konnte, aber durch seinen überaus großen Wohlthätigkeitsinn erwarb er sich in der Jolles-Gemeinde eine Achtung, die ihn für manche Mißhelligkeiten genugsam zu entschädigen vermochte. Seine Soldatenmatur, die er in der österreichischen Armee als immerwährender Gemeiner auf das Vollkommenste ausgebildet hatte, gab seinem Wesen ein Gepräge männlicher Haltung, wie man sie unter den Chassidim selten oder gar nicht findet, und da er sich seit seiner Rückkehr in die Heimath Bart und Schläfenlocken bis an den Gürtel wachsen ließ, so flößte überhaupt seine Erscheinung etwas Ehrfurchstvolles und Gebieterisches ein, worauf er sich natürlich nichts Geringses einzubilden erlaubte.

Dieser seltsame Mann besaß auch in den Zeiten seines Wohlstandes ein kleines, ebenerdiges Haus, welches gegenüber dem Jolles-Bethause stand, und dessen Giebel trug ein prächtiges Schild, worauf ein Stiefel gemalt war. Das Innere des Hauses bestand aus zwei Gemächern, wovon das kleinere die eigentliche Wohnung und das größere, lichtere die Werkstatt bildete, in welcher ruthenische Gesellen, alte Militär-

Gen  
wur  
aben  
ware  
Tisd  
wie  
komm  
die  
den  
finni  
so n  
uns  
bei  
nicht  
Neig  
reits  
denn  
Aug  
und  
D h  
Mut  
Gen  
imm  
sie, d  
Arm  
zurü  
hinn  
mein  
Qua  
nen



Genossen gearbeitet hatten. Nur an Sabbat- und Feiertagen wurde auch diese als Wohnung benutzt, nachdem am Vor-  
abende alle Geräthschaften der Werkstatt entfernt worden waren. Mehrere Chassidim wurden dann für den Abend zu Tische geladen, und da erschallte es von Liedern und Gebeten, wie sie nur die gut zubereiteten Fische der Kehle entlocken konnten. Und da saß ich auf dem Schoße der andächtig in die Lichter hinsinnenden Freide und schaute mit Vergaffen in den offenen Mund der Sänger. Samuel aber schaute dabei sinnig auf mich, neigte mehrmals sein Haupt an mich, lenkte so meine Augen in die Seinen und wir lächelten freundlich uns an. Doch durfte die Mutter, obschon sie am Sabbate bei uns gespeist, am hellerleuchteten Tische nicht sitzen, damit nicht etwa ihre stete Nähe und Zärtlichkeit mich um die Neigung bringe, die ich dem Samuel und seiner Freide bereits zur vollen Befriedigung erwiesen hatte. So saß sie denn fern am Ofen, einsam im Dunkeln mit geschlossenen Augen, aß die schnell verabreichte Speise, aß sie mit Thränen und Herzenskummer und durfte nicht klagen, durfte nicht murren. O hätte sie nur mich gesehen! Ach, die Seligkeit, welche eine Mutter in dem Lächeln ihres Kindes findet, der beglückende Genuß, in dessen heitern Augen sich zu spiegel, nwar ihr für immer versagt. Und zu ihrem noch größern Schmerze merkte sie, daß ich ihr Mißtrauen zeigte, denn wenn sie zumal mit offenen Armen mich an ihre Brust gerufen, da wendete ich mich schnell zurück, fester meine Freide umhalsend, und schrie die Arme hinweg. Freide lachte zwar herzlich darüber, mit ihr Samuel; meine Mutter aber ließ die Arme sinken, seufzte auf in ihrer Qual und tappte mit bebenden Lippen nach der nahen, hölzernen Thüre.